

jeder Note noch erst lange nachsehend und mit dem Finger auf sie zeigend, so verletzen sie, statt zu kitzeln. Dem geistreichen Stücke folgt „Das Damenregiment“, ein sehr alberner, aber schöne Ansichten, volle Rückblicke reichlich darbietender Act; die Decoration ist ein Wald und da werden denn angenehme Sitzplätze in Fülle gezeigt. **H. B.**

Das Recht auf Unfug, nicht nur auf den absichtlichen, sondern auch auf den anderen ungewollten, wird dem Librettisten in sehr großem Umfang zugestanden. Trotzdem sollte die komische Operette „Mister Menelaus“ wegen kritisch erhobenen Blödsinns unter Curatel gesetzt werden. Ein Stück, das unter dem Schutze eines gutmüthigen Au! durchzuziehen möchte: denn es ist vom Anfang bis zum Ende ein schlechter, sehr schlechter Witz! Dazu fehlt es aber an der gewissen gemüthlichen, glücklich vorbereiteten Stimmung, in der alles nur harmloser Spaß wird, in der man zuhören und lachen kann oder höchstens auch nicht. Da sind vielmehr so forcierte, peinliche Scenen, das ich oft auf das Auszischen wie auf eine Befreiung gewartet habe. Vielleicht wäre dann alles nur ein böser Traum gewesen! Allein es kam nicht dazu, und so scheint es doch wahr zu sein, dass gestern auf der Bühne des Theaters a. d. Wien ein alter Engländer vor Eifersucht toll wurde und in diesem Zustande das Bild seiner Frau peitschte — es ist ja schließlich eine „komische Operette“! Girardi in dieser Rolle war mehr zu bedauern als zu bewundern. Trotzdem hatte der Abend, wie gesagt, Erfolg. Die Musik von Bayer ist allerdings reizend, und Herr Josephi singt geschmackvoll wie immer. **A. G.**

Das Concert des Holländischen Terzetts, der Damen: Jeanette de Jong, Anna Corver Marie Snyders am 3. März hatte, wie vor zwei Jahren, großen Erfolg. Drei liebliche Damen, drei liebliche Stimmen (besonders der schlichte, fromme Sopran) und liebliche Dreiklänge, rein und warm — wie gewinnen sie bald Ohr und Aug'. Und schwingt sich gar ein altes Volkslied auf, das von Gottes Ehre singt, von Lieb' und Scheiden, wie glaubt man es warm den reinen Tönen, dem innigen Gesang der Künstlerinnen. Die Sentimentalität allzu weicher moderner Lieder entsetzt fast ihre Kunst: Schumanns Weise aber, die mit dem Volkslied jählt, und in Einem heimlich große Kunst ist, verlangt nach tieferer Durchdringung. **H. Sch.**

Man schreibt uns aus Berlin: Das Deutsche Theater brachte uns „Heinrich den Vierten“. Es war keine ausgeglichene Aufführung, die wir sahen. Woran das liegt, habe ich hier schon früher einmal gesagt: man hat eben kein Ensemble für klassische Komödien, schon die Unfähigkeit der meisten Schauspieler, sich im Costüm zu bewegen, ist bezeichnend für den Mangel. Und doch war die Aufführung höchst interessant. Dadurch zunächst, dass nicht wie zumeist die Episodenfigur Falstaff, sondern Prinz Heinz im Mittelpunkt stand. Der Prinz war eine der schönsten Leistungen, die ich von Mainz gesehen habe. Man konnte den für unser Gefühl sehr störenden Monolog ruhig fortlassen. Der Künstler brachte es fertig, uns bei all dem tollen und manchmal läppischen Spiel durchzuführen zu lassen, dass er mehr ist als ein zuchtloser Knabe, ohne dass er übrigens etwas in die Kneipenscenen hineinlegte. Er wurde eben nur dem Tiefsten und Feinsten dieser Scenen gerecht. Vielleicht ist sein Erfolg in dieser Hinsicht ein wenig auch dem Umstand zuzuschreiben, dass der Falstaff Hermann Müller's, dem nur ein wenig Selbstverständlichkeit und urkräftiges Behagen fehlte, nicht so viel Aufmerksamkeit in Anspruch nahm wie der berühmte Vertreter dieser Rolle. So gelang es denn auch Mainz, den Uebergang zum tapferen Helden, zum reifen Manne, zum besonnenen Herrscher voll glaubhaft zu machen. Wenn dieser Uebergang nicht von vornherein vorbereitet wird, bleibt immer ein Bruch in der Gestalt. Man sollte das Stück, wie es hier gespielt wurde, „Prinz Heinz“ nennen. Vielleicht wäre im Einzelnen noch eine andere Auswahl der Scenen möglich. Ein aus drei für uns unverständlichen Fälschern gezogenes Spiel vom „Prinzen Heinz“ würde unser Repertoire um einen erstrangigen Shakespeare bereichern, ein gleichwertiges Gegenstück zum „Hamlet“. Die Schlachtenscenen, die so viel Aufwand und Mühe verlangen und uns durchaus nichts geben, könnten völlig weggelassen. — Eine schöne Leistung war Emanuel Reichers König Heinrich. Zum ersten Mal hat der feine Darsteller moderner Charaktere die äußeren Schwierigkeiten einer klassischen Rolle völlig besiegt. Der Eindruck der Sterbescene war großartig. Das lässt die mir wenigstens bis jetzt etwas zweifelhaft behauptung seiner Freunde, Reicher würde gewissen Shakespeare'schen Gestalten ganz neue Seiten abgewinnen können, in einem anderen Lichte erscheinen. **F. St.**

Bücher.

Die Criminalität der Juden in Deutschland. Herausgegeben von dem Comité zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin. Berlin 1896. Verlag von Siegfried Cronbach.

Im Auftrage des genannten Comité's unternimmt es Dr. P. Nathan, die Behauptung der antisemitischen Bewegung, dass die Juden durch ihre ganz besondere Beanlagung zum Verbrechen eine Gefahr für jene Länder seien, in denen sie sich aufhalten, zu widerlegen. Die Methode, nach welcher er aus den zahlreichen statistischen Belegen zu günstigen Deductionen gelangt, ist die, dass er zunächst die Gesamtzahl der Verurtheilungen und dann die Zahl der verurtheilten Juden gesondert für jede Verbrechensgruppe angibt. Da zeigt sich denn, dass die Juden bei gewissen Delicten eine höhere, bei gewissen eine niedrigere Criminalität aufweisen, als ihrem Verhältnisse zur gesammten Bevölkerung entspricht. So ergibt sich für Deutschland, dass sie die verhältnismäßige Criminalität überschreiten bei Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über Beschäftigung von Arbeitern und jugendlichen Personen (4006 : 2408), bei Zuwiderhandlungen in Bezug

auf die Concessionsvorschriften (1068 : 579), bei Beleidigung (8149 : 5622), bei Betrug (3775 : 1806), bei Bankrott (1116 : 69), bei Vergehen in Bezug auf Glückspiel und Lotterien (300 : 112) und bei Herstellung und Feilhaltung gesundheitschädlicher Nahrungs- und Genussmittel (286 : 59). Ihre verhältnismäßige Criminalität bleibt dagegen bedeutend zurück bei Gewalt und Drohungen gegen Beamte (631 : 1676), bei Hausfriedensbruch (1369 : 2051), bei einfacher und gefährlicher Körperverletzung (1910 : 2547, 2377 : 7015), bei Diebstahl (3222 : 9515) und bei Sachbeschädigung (463 : 1685). Bei den übrigen Verbrechen ist das Verhältnis ein normales. Zur Erklärung dieser Erscheinungen der jüdischen Criminalität dient dem Verfasser neben der Annahmestellung, in welche die Juden zwangsweise Jahrhunderte und Jahrtausende gedrängt wurden, nachstehende Erwägung: „Wenn nur ein bestimmter Beruf die Möglichkeit bietet, Delicte zu verüben, so werden überhaupt nur jene Kategorien der Bevölkerung für eine Bestrafung aus diesem Grunde in Betracht kommen können. Da nun die Juden bei der Handelsthätigkeit mit einem ganz andern und weit höherem Procentsatz betheiligte sind, als es ihrem Verhältnisse zur nichtjüdischen Bevölkerung entspricht, so ist es auch natürlich, wenn die Juden zu den sogenannten kaufmännischen Delicten gleichfalls einen entsprechend höheren Procentsatz stellen.“ Zur Unterstützung dieser Deduction zieht der Verfasser die Statistik Sachsens heran, da gerade dieses Land von einer überwiegend industriellen Bevölkerung bewohnt wird und fast „judenrein“ ist. Auch dort zeige sich eine besonders starke Betheiligung der Bevölkerung an den kaufmännischen Delicten. Die Schlussfolgerung dieser Ausführungen und die Parallele mit Sachsen dürfte aber gerechte Anfechtung erfahren. Zugugeben ist, dass eine handelsbetreibende Bevölkerung, wie die sächsische überhaupt, an den mit List ausgeführten Verbrechen stärker betheiligt ist, als an den Gewaltverbrechen, die wieder auf dem flachen Lande überwiegen. Dies allein beweist die sächsische Statistik; zu einer unansehnlichen Deduction hätte der Verfasser nur dann gelangen können, wenn er die Gesamtzahl der handelsbetreibenden Bevölkerung erhoben, innerhalb dieser die Zahl der Juden festgestellt und nunmehr constatirt hätte, dass die handelsbetreibenden Juden eine geringere oder dieselbe Criminalität aufweisen als die christlichen Kaufleute. Allerdings ist ein solch exacter Beweis auf Grund der bisherigen amtlichen Statistik nicht möglich und daher auch ein zwingender Beweis in diesem Sinne ausgeschlossen. Der Verfasser widerlegt ferner die größere Anzahl von Freisprechungen bei jüdischen Angeklagten damit, dass diese in der Regel ökonomisch selbständig und daher eher in der Lage sind, sich einen tüchtigen Anwalt zu nehmen und für ihre Vertheidigung größere Geldmittel aufzuwenden. Den Schluss der Abhandlung, bildet die Darstellung der christlichen und jüdischen Criminalität Oesterreichs welche analoge Resultate ergibt. **Ver.**

Horace White: „Money and Banking, illustrated by American History.“ Boston and London 1895, bei Ginn & Co.

Nordamerikas Geldwesen hat eine ebenso reiche und — amerfreundliche Vergangenheit wie das unsere. Bank- und Staatspapiergeld in allen Formen, gelungene und verunglückte „Valutaactionen“ füllen auch die Blätter seiner Geschichte. Nur sind dort die Farben bunter, denn nicht ein Staat und eine Notenbank stehen als Protagonisten auf der Scene, sondern sie ist bevölkert von etlichen Duzend Regisaturen und einer Unzahl sündiger Köpfe, die schöpferisch — oft auch bloß ausschöpfend — ins Geldwesen des Landes eingriffen. Diese Entwicklung führt H. White, der Herausgeber von „The Nation“, dem amerikanischen Publicum vor, um es für ein gesundes Geldwesen, nach des Verfassers Ansicht die reine Goldwährung und ein dem schottischen nachgebildetes Notenbanksystem, zu gewinnen. Es ist ein fesselndes Buch, lehrreich und erquickend zugleich, Sachkenntnis vereint mit gesundem Verstand und Humor. Mit welcher unübertrefflichen Kürze und schlagendem Witz fertigt nicht White wohlbekannte Sophismen, wahre Nebenbursen der Geldlehre ab. Ein Beispiel für viele: Staatspapiergeld mit Zwangscours deutet man mitunter wohlwollend als „Zwangsanleihe“. White erwidert: „Das ist allzu schmeichelehaft. Es hat nichts von einem Anleihen an sich. Auch ein Zwangsanleihen erfordert ja Verrechnung und Rückzahlung. Aber beim Papiergeld da sagt der Staat zu A, B und C: Ich nehme Euer Geld, um es vielleicht einmal irgend jemandem zurückzugeben“ (p. 163). Aber er ist vor allem ein streitbarer Geist; auch er lässt sich eine elegante Finte nicht leicht entgehen. Man lese nur seine Polemik gegen den Inflationismus, der immer das Schuldnerinteresse im Munde führt, wie weit er da das Gläubigerinteresse spannt (p. 108). ... Wer ist denn die Schuldnerklasse? Wer nicht bankrott ist, ist Gläubiger. Wer immer eine Ernte am Boden hat, ist Gläubiger. Wer immer seinen Weg in der Welt gemacht hat (has got a head in the world), ist Gläubiger. Wem fielen da nicht jene harmonievollsten Oekonomisten ein, die das „Capital“ priesen, das der brave Arbeiter in seinen Armen trüge. Ein Wortspiel für ein Problem! — Böllig auf dem Boden unmittelbarer Erfahrung scheint White in dem zweiten Abchnitt „Banking“ zu stehen. Daraus ist das Capitel über Check- und Clearingwesen für uns von actuellem Bedeutung. Fünfmal in einem Menschenalter (1860, 1873, 1884, 1890 und 1893) führten Krisen zu Runn auf die Depositenbanken und gefährlichen Störungen des Zahlungscirculites. Sinnreich wurde aber der Zusammenbruch des ganzen Systems verhütet durch Emission eines subsidiären Clearing-Papiergeldes, der „clearinghouse-loan-certificates“, welche im Verkehr zwischen den Clearingbanken als Bargeld galten (p. 244). Sie basierten auf dem solidarischen Credit sämmtlicher Clearingbanken und stellten gleichsam deren vereinte Reserve in den Dienst des Verkehrs: in der großen Krise von 1893 waren nicht weniger als 38 Millionen Dollar davon gleichzeitig im Umlaufe. Trotz alledem herrschte 1893 in Folge der Störung des Zahlungscirculites ein solcher Geldmangel, dass selbst acceptierte („certified“) Checks nur mit einem Disagio von vier Procent gegen Bargeld begeben werden konnten. Dennoch stockte der Clearingverkehr nicht völlig. Denn so stark erwies sich der Druck der öffentlichen Meinung, die Einsicht in die Nothwendigkeit, den Creditverkehr zu erhalten, dass viele Checkaussteller es vorzogen, diese Opfer zu bringen, statt durch Kündigung ihrer Guthaben die Nothlage der Banken zu verschärfen (p. 246 f.). Die letzteren aber erwiesen sich dieser Opfer würdig durch energische Bethätigung ihrer Solidarität mit den schwächeren, bis endlich Vertrauen und cash wieder zurückkehrten. — Ein wahres Schulbeispiel dafür, welches Maß von